

„Berührbarkeit“ als zentrale Kategorie künftiger Pastoral

„Jesus Christus hat sich auch in seiner vorösterlichen Zeit als ‚absoluter Heilmittler‘ gewußt, als die Ankunft des Reiches Gottes, als eschatologischer Höhepunkt der Heilsgeschichte. Die geschichtliche Bleibendheit Christi durch die Gemeinde derer, die an ihn glauben und ihn explizit im Bekenntnis als diesen Heilmittler erfassen, ist das, was wir Kirche nennen. Und wenn schon die vorchristliche Zeit getragen war durch den Heilswillen Gottes in Selbstmitteilung und so Geschichte der Hoffnung, wenn auch in eine offene und von der Freiheit des Menschen und der Menschheit her ambivalente Zukunft hin, war, dann ist die nachchristliche Zeit erst recht geprägt und getragen von dem expliziten, bekennenden Wissen davon, daß dieser Jesus Christus das Heil der Welt ist, daß Gott sich in ihm *unwiderruflich* der Welt zugesagt hat und so die Hoffnung zwar bleibt, weil dem Menschen trotz der in Christus gekommenen Nähe des Reiches Gottes die Verantwortung seiner Freiheit nicht abgenommen ist, sie aber doch einen ganz anderen, ‚eschatologischen‘ Charakter vor der irreversiblen Selbstzusage Gottes an die Welt erhalten hat.“¹

Pastorales Handeln vollzieht sich an vielen Orten. Als ein genuiner Kernbereich der Pastoral gilt nach wie vor und trotz aller Abbrüche volkskirchlicher Strukturen die christliche Gemeinde. Die Literatur zu Gemeinde und die Entwürfe und Konzepte für engagierte Gemeinden, die von den dort lebenden Christen und Christinnen getragen werden, ist nahezu unüberschaubar geworden. Im Vordergrund vieler Entwürfe steht dabei die Aktivität, das Engagement, die Lebendigkeit der jeweiligen Gemeinde. Nicht selten wird Lebendigkeit dabei gleichgesetzt mit einer Vielzahl von Aktivitäten und Gruppen, die das Gemeindeleben mitgestalten.

Das obige Zitat von Karl Rahner macht in allem Bemühen um die lebendige Gemeinde jedoch auf einen entscheidenden Aspekt aufmerksam: dass Gemeinde sich zuallererst der grundlegenden Initiative und Selbstmitteilung Gottes und seiner Zuwendung zu den Menschen verdankt und erst in zweiter Linie unserer menschlichen Aktivität. Gemeinde ist ein Geschenk, ein Geschenk, das im Glauben angenommen werden kann und diesen dabei voraussetzt. In diesem Glauben bezeugt die Gemeinde

1 Karl Rahner, Grundkurs des Glaubens, Freiburg i. Br. 1976, 313.

immer wieder das Reich Gottes. Glaube ist immer ein persönlich-individueller, der in freier Entscheidung vollzogen wird, gleichzeitig ist er jedoch in der christlichen Tradition niemals Privatangelegenheit, sondern verweist immer auf Beziehung und das Leben von und in Beziehungen, deren Form und Qualität sich am Umgang Jesu mit den Menschen misst. Am Beispiel des jesuanischen Handelns zeigt sich, dass Glaube immer auch auf Gemeinschaft hin ausgerichtet ist. Damit ist Gemeinde/Gemeinschaft und letztlich Kirche schon immer dort grundgelegt, wo die Praxis des Glaubens gemeinsam gelebt und wo der Glaube gemeinsam bezeugt wird.

Warum aber steht das Zitat von Karl Rahner am Anfang dieser Überlegungen? Es macht in besonderer Weise deutlich, worum es mir im Zusammenhang mit pastoralem Handeln im gemeindlichen Kontext geht: Bei allen pastoralen Bemühungen in der heutigen Situation und bei allen Versuchen, neue Konzepte in die Pastoral einzubringen, darf immer in unserem Bewusstsein sein, dass Kirche und Gemeinde kein Selbstzweck sind. Dass sie letztlich kein Menschenwerk, sondern immer und zuerst Geschenk Gottes sind, welches im Glauben angenommen werden kann. Das bedeutet allerdings nicht, die Hände in den Schoß zu legen und alles geschehen zu lassen. Vielmehr bedeutet es für die heutige Pastoral, die sich unter verändernden Bedingungen vollzieht – so hat es jüngst Norbert Mette formuliert² –, sowohl eine Entlastung als auch eine Verpflichtung. Die Entlastung besteht darin, dass Gemeinden als zeichenhafte Orte geschenkter Versöhnung und verheißener Befreiung diese Befreiung und Versöhnung letztlich nicht herzustellen brauchen, ja dies gar nicht können. Die Verpflichtung besteht in einer doppelten Hinsicht: Zum einen gilt es, dem Ursprung der christlichen Botschaft verbunden zu bleiben – darin liegt die religiös-spirituelle Dimension von Gemeindepraxis. Gerade heute ist es wieder wichtig, sich auf diese Dimension verstärkt zu besinnen. Das andere Verpflichtungsmoment besteht darin, konkrete Solidarität mit den Menschen und ihren realen Lebensverhältnissen sowohl im unmittelbaren Umfeld als auch in unseren größeren Zusammenhängen zu leben. Darin liegt die soziale und politische Dimension christlicher Gemeindepraxis.³ Diese drei Momente von Gemeindepraxis: Das entlastende Moment, also die Erfahrung des Geschenkt-Seins, und die beiden verpflichtenden Elemente der spirituellen Dimension einerseits sowie der sozial-politischen Dimension andererseits ergänzen einander und sind unauflöslich miteinander verwoben. Dabei bestimmt die Erfahrung bereits geschenkter Versöhnung die Praxis.

Eine (künftige) Pastoral bedarf also all dieser drei genannten Elemente: das Bewusstsein der Nicht-Machbarkeit vollkommener Versöhnung durch den Menschen, also dessen, was die theologische Tradition

2 Vgl. dazu Mette 2005, 107.

3 Vgl. dazu Mette 2005, 107f.

„Ungeschuldetheit des Heils“ bzw. schlicht und ergreifend „Gnade“ nennt, und das Bewusstsein sowohl für die religiös-spirituelle und die sozial-politische Dimension christlicher Gemeindepraxis, und zwar in der gelingenden Balance zwischen Mystik und Politik, wie dies schon von Dorothee Sölle und Johann Baptist Metz formuliert wurde. „Wo“ – so schreibt Norbert Mette – „dieses spannungsreiche Verhältnis von Kontemplation und Aktivität zugunsten einer der beiden Pole aufgelöst wird und somit ein für die Kirche und ihre Gemeinden konstitutiver Faktor ausfällt, mag es sich um einen Zirkel von fromm gestimmten Gleichgesinnten oder eine Initiative sozial Engagierter handeln, nicht jedoch um eine Gemeinde in der Nachfolge Jesu.“⁴ Auf diese notwendige Einheit von Sozial- und Glaubenspastoral hat vor einigen Jahren im Übrigen schon der Pastoraltheologe Ottmar Fuchs, in einem Aufsatz mit gleichnamigem Titel deutlich hingewiesen.⁵

Im Folgenden soll nun der Frage nachgegangen werden, was es für Pastoral bedeutet, diese drei Elemente, den Geschenkcharakter von Gemeinde, die religiös-spirituelle Dimension und die sozial-politische oder auch solidarische Dimension von Gemeindepraxis ausbalanciert zusammenzudenken, und welche Konsequenzen sich daraus für eine künftige Pastoral ergeben.

1. Gemeinde als Geschenk und die Nicht-Machbarkeit umfassenden Heils

Mit Formeln oder auch Konzepten „von der versorgten zur sorgenden Gemeinde“ oder der Rede von der „lebendigen Gemeinde“ scheint sich das Gewicht in der Pastoral auf möglichst viel Aktivität, auf möglichst viele Gruppen und Arbeitskreise verschoben zu haben. Nach dem Motto „Hauptsache Mitmachen“ oder vielleicht gar „Hauptsache Machen“. Dies sage ich nicht als Kritik an denen, die mit viel Engagement und Einsatz in Gemeinden arbeiten, sei es haupt- oder ehrenamtlich. Doch das momentan große Spiritualitätsbedürfnis, interessanterweise vielfach aus Kreisen, die sich nicht unbedingt zur christlichen Kirche zählen, scheint wieder deutlicher auf das „uns-geschenkt-Sein“ von Gemeinde zu verweisen. Es verweist auf die spirituell-religiöse oder auch mystische Dimension des Christseins, bedeutet aber nicht, dass eine Gemeinde dann nur lebendig ist, wenn möglichst viel passiert und wenn im quantitativen Sinn „viel“ geleistet wird.

Was bedeutet aber in pastoraltheologischer Hinsicht der Aspekt der „Nichtmachbarkeit von vollkommener Gemeinde“?

4 Mette 2005, 108.

5 Vgl. Ottmar Fuchs, Für eine neue Einheit von Sozial- und Glaubenspastoral, in: Karl Gabriel / Johannes Horstmann / Norbert Mette (Hgg.): Zukunftsfähigkeit der Theologie, Paderborn 1999, 93-112.

Es bedeutet anzuerkennen, dass Pastoral und Gemeinde nicht aus sich selbst heraus da sind, sondern ihren Ursprung letztlich in der Selbstmitteilung Gottes und im Heilshandeln Jesu Christi finden. Insofern sich Gemeinde diesem Heilshandeln Gottes verdankt, ist sie Zeichen der Nähe Gottes und seines Heilswillens für alle Menschen in der Welt, auf den sie in ihrer Praxis verweist. Sie will jedoch nicht nur auf die Nähe Gottes hinweisen, sondern diese Nähe und diese Zusage umfassenden Heils in ihrem Sein und Tun gegenwärtig setzen. Wenn *Lumen Gentium* vom Zeichen und Werkzeug der Vereinigung mit Gott spricht, dann ist Gemeinde genau in diesem Zeichencharakter heilsvermittelnd und zwar durch ihr Zeugnis und ihr Handeln. Aber nicht die Gemeinde oder die Pastoral stellt das Heil durch ihr Tun her. Vielmehr versucht sie, die eine Seite des eschatologischen Vorbehalts, das „schon da“ des angebrochenen Reiches Gottes, so gut es ihr möglich ist, zu verwirklichen. Sie tut dies immer auch im Wissen um die letztliche Nicht-Machtbarkeit umfassenden Heils. Dabei gilt es, diese Nicht-Machtbarkeit nicht als Defizit wahrzunehmen, dem zur Kompensation mehr „Werke“ gegenübergestellt werden. Vielmehr gilt es, angesichts der vielfältigen pastoralen Konzepte und Überlegungen, wie mit immer weniger werdender Ressourcen umgegangen werden kann, genau diese Nicht-Machtbarkeit des umfassenden Heils als Entlastung wahrzunehmen und mehr geschehen, mehr wirken zu lassen.

Auf der konkreten Handlungsebene kann das bedeuten, danach Ausschau zu halten, was das jeweils Spezifische einer Gemeinde ist. Was entspricht den Bedürfnissen und auch den Möglichkeiten sowie Fähigkeiten der dort konkret lebenden Menschen? Was können und wollen diese tun? Wo kann und soll der Schwerpunkt dieser Gemeinde liegen? Es ist also zunächst eine Art Bestandsaufnahme von Fähigkeiten und Möglichkeiten gefragt. Manchmal drängt sich mir allerdings der Eindruck auf, dass sich angesichts gut gemeinter und durchdachter Gemeindekonzepte, die am grünen Tisch entwickelt werden, die Selbstentfaltungskräfte, die eigenen Initiativen und Aufbrüche in den konkreten Gemeinden kaum entfalten können. Ja, vielleicht werden sie manchmal kaum wahrgenommen, weil man zu schnell nach Konzepten ruft und zu wenig die eigenen Ressourcen sieht. Mein Plädoyer wäre hier: mehr Vertrauen in eben jene Selbstentfaltungskräfte und die Selbstinitiative in einer Gemeinde zu setzen und diese mit der entsprechend passgenauen Unterstützung – auch von außerhalb der Gemeinde – zu begleiten und zu stärken.

Wie steht es aber neben diesem entlastenden Moment, das die Gemeindepraxis bestimmen sollte, mit den beiden schon genannten Verpflichtungsmomenten der religiös-spirituellen und sozial-politischen Dimension der Gemeindepraxis? Und wie hängen diese mit der grundlegenden Anerkennung des Geschenkt-seins von Gemeinde zusammen?

2. Eine Kultur der Berührbarkeit als Verbindungsmoment dieser drei Elemente

Das zentrale Stichwort für die enge Zusammengehörigkeit der genannten drei Elemente ist das Stichwort der „Kultur“: Welcher Kultur bedarf es, um den Geschenkcharakter der Gemeinde, um die Kontemplation und die Aktivität der Gemeinde in eine konkret vor Ort angemessene Balance zu bringen?

Zentral für die Pastoral ist die Ausbildung einer Gemeindeskultur, in der im Bewusstsein um die eigene Verdanktheit durch Gott Mystik und Politik, Aktivität und Kontemplation ihren gleichrangigen Stellenwert haben. Oder anders gesagt: Eine Gemeindeskultur, in der sich das ereignet und Wirklichkeit wird, was Ottmar Fuchs als die zwei klassischen Möglichkeiten beschreibt, zur christlichen Existenz zu gelangen: „Über die religiöse Erfahrung von Erfahrungen, welche das Leben verändern, oder über die Veränderungen des Lebens, welche den Glauben ermöglichen, sozusagen eine ‚idealistische‘ und ‚materialistische‘ Version christlichen Selbstvollzugs.“⁶ Zwei Wege, die biblisch im Doppelgebot Jesu begründet sind, in der Gleich-Notwendigkeit und Gleich-Wertigkeit von Gottes- und Nächstenliebe.

Ziel und Ausrichtung solch einer künftigen Gemeindeskultur kann am Besten mit dem Begriff einer „Kultur der Berührbarkeit“ bezeichnet werden. Denn „Berührbarkeit“ scheint das Schlüsselement künftiger Gemeindepastoral zu sein. Wieso gerade „Berührbarkeit“? Berührbarkeit deshalb, weil sie sowohl die religiös-spirituelle als auch die solidarische Dimension von Gemeindepraxis umfasst und unauflöslich, wechselseitig miteinander verbindet – und dabei zugleich geleitet wird von der Erfahrung des Geschenkseins: In der Kategorie „Berührbarkeit“ verwirklicht sich der Zeichencharakter der Gemeinde in herausragender Weise, da Gott sich selbst in Jesus Christus berührbar gemacht hat, in seiner Selbstmitteilung, in seiner Botschaft vom Reich-Gottes als umfassende Befreiung für alle Menschen. Gott lässt sich vom Menschen berühren, lässt sich vom Leid der Menschen berühren und rettet sie dadurch, dass er sich berühren lässt und uns Menschen berührt. Dies findet seinen Ausdruck in der Inkarnation, in dem Gott in Jesus Mensch wird und alles teilt, was menschliches Leben ausmacht, alle Freude, Hoffnung, Ängste, Trauer. Es zeigt sich in der unbedingten, heilenden Zuwendung Jesu zu den Menschen, von denen die Wundererzählungen beredten Ausdruck geben, und findet seinen Höhepunkt in der Passion, wo sich Gott bis zum Äußerten berührbar gemacht hat und bereit war, den höchsten Preis menschlichen Lebens, den Tod, zu zahlen.

So wie Gott sich berührbar gemacht hat und sich berühren lässt, so sind

6 Fuchs 1999, 97.

auch Christinnen und Christen aufgerufen, sich berührbar zu machen und sich berühren zu lassen: Von Gott und seiner für uns unbedingt entschiedenen Liebe, als der spirituellen Seite der Berührbarkeit, und von den konkreten Anderen und ihrer jeweiligen Lebenssituation, als der sozialpolitischen, solidarischen Seite der Berührbarkeit einer Gemeinde. Weil wir uns berühren lassen, werden wir sensibel für das Leid des Anderen, für Ungerechtigkeiten, seien sie individuell erfahren oder strukturell bedingt. Insofern schließt die Berührbarkeit eine passive und eine aktive Seite mit ein: Passiv im Sich-Berühren lassen durch die Andere, aktiv in der Beziehung zum Anderen und der Übernahme der Verantwortung für die Andere.

Werden wir berührt oder lassen wir uns berühren, von Gott und vom anderen Menschen, so überschreiten wir den eigenen Horizont, unsere Gedanken und Gefühle. Nichts anderes meint denn der Ausdruck „Transzendenzbezug“: Wir transzendieren uns selbst auf den Anderen und auf den absolut Anderen hin, den wir Gott nennen. Im christlichen Verständnis bedeutet dieses Überschreiten – und ich folge hier dem Gedankengang von Ottmar Fuchs – „aber nicht irgendein Eroberungs- und Unterwerfungsverhalten demgegenüber, wohin man überschreitet, sondern es ist an ganz bestimmten inhaltlichen Qualitäten festzumachen; im Horizont der christlichen Botschaft näherhin an solchen Qualitäten, die Gott (die Transzendenz schlechthin) selbst auszeichnen: Liebe, Gerechtigkeit, Überstieg zu Fremden und zu Feinden. Nur indem wir *uns* selbst auf diese Inhalte hin (zumindest in der Sehnsucht) transzendieren, erreichen wir den Erfahrungsmodus, der mit Gott zu tun haben könnte.“⁷ Insbesondere die religiös-spirituelle Dimension der Berührbarkeit, das Sich-berühren-Lassen von Gott, eröffnet dem gläubigen Menschen darüber hinaus die Möglichkeit, diese Zuwendung, diese unbedingte Liebe Gottes als vorbehaltlose und bedingungslose Gabe, als „ungeschuldete Gnade“ als Gratuität zu erfahren.

Diese Erfahrung der Gratuität, deren Ursprung darin liegt, berührbar zu werden, beinhaltet aber eben nicht nur das Sich-Hinwenden zu Gott, sondern auch das Sich-Hinwenden zum Anderen. Der Glaube an den menschenbefreienden Gott hält dazu an, dass man andere an den neuen Lebensmöglichkeiten teilhaben lässt, sie darin einbezieht und Widerstand leistet gegen alles, was daran hindert. Dass alle Menschen ein bejahenswertes Leben führen können, darauf richtet Gott all seine Leidenschaft.⁸ Dabei beschränkt sich der so gespeiste Impuls zur Solidarität nicht nur auf die Solidarität im unmittelbaren Lebensumfeld; die Erfahrung gelebter Solidarität im Nahbereich wird vielmehr zum entscheidenden Kern einer Solidarität, die sich auch auf die größeren, globalen Zusammenhänge

7 Fuchs 1999, 96.

8 Vgl. Mette 2005, 111.

richtet.⁹

Verweist die religiös-spirituelle Dimension die Gemeinde „nach innen“, so verweist die solidarische Praxis darauf, dass Gemeinde immer sehr konkret in der Welt angesiedelt ist und in den „weltlichen“ Gegebenheiten. Indem eine Gemeinde das Wort Gottes mit der konkreten individuellen, kirchlichen und gesellschaftlichen Situation in Verbindung bringt und diese im Horizont der biblischen Botschaft auslegt, findet sie – so Norbert Mette – zu einer neuen kollektiven Identität, wird sie zur Gemeinde als Volk Gottes. Aus der Erfahrung unbedingter Bejahung und Anerkennung und der Entlastung, sich und anderes selbst verwirklichen zu müssen, gewinnt sie die Möglichkeit zu einem Zusammenleben in Solidarität.¹⁰ Damit zeigt sich noch einmal, wie sich die spirituelle und soziale Dimension christlicher Lebenspraxis wechselseitig bedingen. Aus der Glaubenserfahrung und Glaubenspraxis heraus mit ihren Grundvollzügen „Verkündigung“ und „Liturgie“ erwächst der Grundvollzug des „diakonischen Engagements“, und umgekehrt erwächst aus dem sozialen Engagement die Glaubenserfahrung, führt also die *Diakonia* zur *Martyria* und *Leiturgia*.

Was bedeutet nun eine solche Kultur der Berührbarkeit für Pastoral?

3. Berührbarkeit als pastorale Leitlinie

Eine „Kultur der Berührbarkeit“, als pastorale Leitlinie auszubilden, bedarf eines (grundsätzlichen) Perspektivwechsels im Verständnis von Pastoral bzw. Seelsorge. Pastoral und Seelsorge haben heute mehr denn je den einzelnen Menschen als auch die unheilen und ungerechten gesellschaftlichen Verhältnisse in den Blick zu nehmen. Die Verhältnisse in denen der Einzelne lebt, in die er verstrickt ist und die zu Beschädigungen führen. Es gilt, sich den Einzelnen zuzuwenden und ihnen heilsamen und heilenden Zuspruch zukommen zu lassen, sie dabei aber vor allem – gerade heute – in ihrem Selbstwertgefühl zu stärken, damit sie – im Bild gesprochen – „aufrecht“ gehen können. Dazu bedarf es jedoch, darauf hat insbesondere Hermann Steinkamp hingewiesen, einer Pastoral und Seelsorge, die Seelsorge nicht als eine Beziehung zwischen „Ungleichen“, zwischen dem/der Seelsorgenden und dem/der, der der Seelsorge bedürftig ist, betrachtet. Es bedeutet Abschied zu nehmen vom traditionellen Bild seelsorglicher Beziehung, das sich im Bild vom „Hirt und seinen Schafen“ ausdrückt.¹¹ Es bedarf also der konsequenten Umsetzung eines Seelsorgeverständnisses, das die seelsorg-

9 Vgl. Fuchs 1999, 94.

10 Vgl. Mette 2005, 110.

11 Vgl. Hermann Steinkamp, *Seelsorge als Anstiftung zur Selbstsorge*, Münster 2005. Im Übrigen setzt sich auch Hermann Steinkamp in seinen pastoraltheologischen Überlegungen intensiv mit der Kategorie der Berührbarkeit auseinander.

liche Beziehung als eine Beziehung zwischen Gleichen – wenn auch mit unterschiedlichen Rollen – versteht. Wie subtil sich in der seelsorgerlichen Praxis Machtmechanismen entwickeln und gestalten können – Ausübung von Macht unter dem „Label“ der Liebe und des Mitleids – hat Hermann Steinkamp eindrücklich in seinem Buch über Pastoralmacht dargelegt.¹² Ziel jeglicher Seelsorge ist nicht Machtausübung in paternalistischer Manier, sondern – so Steinkamp – die Ermächtigung des Subjekts zur „Selbstsorge“ in einem ganzheitlichen und somit auch spirituellen Sinn.¹³ Seelsorge versteht sich somit in erster Linie als Assistenz zur Selbstsorge und Selbsthilfe bis zu dem Zeitpunkt, an dem das Subjekt eigen-„mächtig“ handeln und „aufrecht“ gehen kann. Pastoral/Seelsorge hat die Aufgabe, den Prozess dieser Selbstwerdung und Ermächtigung zur Selbstsorge zu begleiten und zu unterstützen. In letzter Konsequenz geht es der Pastoral – etwas provokant formuliert – um nichts anderes, als sich selbst überflüssig zu machen. „Wenn Seelsorge sich davon entlastet sehen darf, sich um Menschen die zur Selbstsorge fähig sind, zu kümmern, ist sie um so dringlicher an (gesellschaftlich marginalisierte) Orte verwiesen, wo Menschen daran gehindert oder beeinträchtigt werden, ihre Fähigkeit zu Selbstsorge auszubilden. Seelsorge wird gerade dort zum Ernstfall befreiender christlicher Praxis und damit zugleich zu ihrem Paradigma, als es ihr nicht nur um die Stärkung der einzelnen Personen zu tun sein hat, sondern darüber hinaus um eine Bewusstmachung und Kritik jener (sich auch innerkirchlich widerspiegelnden) gesellschaftlichen Verhältnisse, die alle, die dem normativ gesetzten Identitätsstandards nicht entsprechen, exkommuniziert.“¹⁴

Solch eine Kultur der Berührbarkeit zwischen Gleichen, die die Ermächtigung zur Mündigkeit, zur Selbstsorge, zum Ziel hat, setzt zuallererst Beziehungsfähigkeit voraus. Sie hat keineswegs, wie fälschlicherweise immer wieder angenommen wird, das monomane, beziehungslose Individuum zur Folge. Das Subjekt muss zwar eine eigene Identität ausbilden, um sein eigenes Leben selbstverantwortet führen und gestalten zu können und diese bildet es immer in Differenz zum Anderen aus. Diese Differenz bedeutet jedoch nicht die Abgrenzung vom Anderen, sondern erfolgt in der grundlegenden Anerkennung der Anderen und ihrem Anderssein.¹⁵ So verstanden geht die Förderung und Befähigung zur Selbstsorge mit einer tieferen Beziehungsfähigkeit einher, die Berührbarkeit überhaupt erst ermöglicht. Wie kann aber eine solche Berührbarkeit und Beziehungsfähigkeit Wirklichkeit werden und was bedeutet dies für unsere Pastoral?

12 Vgl. Hermann Steinkamp, *Die sanfte Macht der Hirten*, Mainz 1999.

13 Vgl. Steinkamp 2005.

14 Vgl. Norbert Mette, *Als Person(en) kenntlich – Identität in Solidarität*, in: *WzM* 56 (2004), 230-242, 237.

15 Vgl. Mette 2004, 238.

4. Chancen der Verwirklichung

Diese Förderung von Beziehungsfähigkeit als Voraussetzung für „Berührbarkeit“ macht allerdings intensive Bildungsprozesse notwendig. Hier geht es weniger um die Vermittlung von Fachwissen als um die intensive Auseinandersetzung mit der eigenen Person im Sinne einer intensiven Selbsterfahrung. Für Hauptamtliche bedeutet das, sich immer wieder auf den Prozess einer solchen Auseinandersetzung mit der eigenen Person einzulassen, was auch das Zulassen der eigenen Beschädigungen und Krisenerfahrungen impliziert, aber auch die Auseinandersetzung mit dem eigenen Zugang zum Glauben und die Erfahrung eigener Selbstermächtigung und Selbstsorge. Für die Mitglieder in einer Gemeinde gilt es in ganz unterschiedlichen Formen, die jeweilige Person zu stärken und die Auseinandersetzung mit dem eigenen Glauben, der eigenen Religiosität zu ermöglichen und zu fördern mit dem Ziel der Selbstsorge sowie eines selbst vergewisserten und selbst bestimmten Glaubens. Denn gerade dann wird man fähig sein, in seinem Glaubensleben nicht nur im Binnenkreis der Gemeinde zu verbleiben, sondern diesen zu überschreiten und aktiv aus einer Haltung des Glaubens heraus gesellschaftliche Prozesse mitgestalten zu können.

Soll solch eine Gemeindekultur der Berührbarkeit Wirklichkeit werden, sind m.E. auf der konkreten Handlungsebene pastoraler Arbeit in den Gemeinden folgende Schritte, die nicht den Anspruch auf Vollständigkeit haben, zu bedenken.

Es ist zu überprüfen, inwiefern in den jeweiligen Gemeinden Bedingungen herrschen oder inwiefern solche Bedingungen hergestellt werden können, die eine solche Selbstsorge der Subjekte ermöglichen und fördern. Dies beginnt schon bei der Frage nach dem je eigenen Seelsorgeverständnis, das jede/r Hauptamtliche implizit und explizit hat, und das in der jeweiligen Gemeinde eine bestimmte Kultur ausgebildet hat. Dabei geht es nicht um die abstrakte Rezeption von Seelsorgetheorien, sondern vielmehr im Sinne des oben Gesagten darum, sich mit der eigenen Person, den eigenen Wünschen und Bedürfnissen nach Macht oder Einfluss gegenüber dem Anderen zu stellen und sich damit auseinander zu setzen, auch wenn hinter diesen Wünschen noch so wohlmeinende Absichten stehen. Es geht also darum, den eigenen subtilen Mechanismen der „Pastoralmacht“ auf die Spur zu kommen.

Des Weiteren wird man sich der Frage nach geeigneten Leitungsstrukturen und nach der geeigneten Wahrnehmung von Leitungskompetenzen widmen müssen unter der Maßgabe eines partizipatorischen Leitungsverständnisses. Der in Asien praktizierte Ansatz AsIPA, der an verschiedenen Orten in unserem Kontext rezipiert wird, fordert solch eine partizipatorische Leitung. Dieses Leitungsverständnis geht vom gemein-

samen Priestertum aller Gläubigen aus mit dem Ziel, Gemeindeleitung als das Zusammenwirken unterschiedlicher Kompetenzen auszuüben und zu leben. Die besondere Funktion des Priesteramtes soll damit keineswegs eingeebnet werden, umgekehrt soll aber keineswegs der Unterschied zwischen Priestern und Laien in besonderer Weise betont bzw. hervorgehoben werden.

Schließlich wäre in den konkreten Gemeinden der Frage nachzugehen, worin die wichtigsten Kernkategorien für die eigene Pastoral liegen: Geht es allein darum, dass vor allem möglichst viel passiert, viele sich beteiligen, also „viel los“ ist? Oder liegt allen Aktivitäten eine innere Haltung zugrunde, die von einer Ermächtigung zur Selbstsorge in allen unterschiedlichen Bereichen der Gemeindearbeit ausgeht, sei es in der Liturgie, der Katechese, der Familien- und Jugendarbeit, der Altenarbeit, der diakonalen Projekte? Damit geht einher zu schauen, wo beispielsweise der besondere Schwerpunkt dieser Gemeinde liegt. Wo verwirklichen sich in dieser Gemeinde die beiden klassischen Existenzweisen des Christseins? Eine weitere Frage stellt sich hinsichtlich der Berührbarkeit: Wie berührbar sind die Mitglieder und Hauptamtlichen der Gemeinde wirklich in der Gemeinde, und wie lassen sie sich berühren? Wie kann noch mehr diese Haltung der Berührbarkeit und des Sich-berühren-Lassens gelebt werden und welcher Unterstützung bedarf es, um sie weiterzuentwickeln und in der Gemeinde zu fördern?

Im Zentrum einer Pastoral unter dem Signet einer „Kultur der Berührbarkeit“ steht also die Mündigkeit, die Selbstermächtigung von Christinnen und Christen und die Möglichkeit, christlichen Glauben in Freiheit und ohne autoritären Druck erleben zu können. Daraus folgen weder Unverbindlichkeit noch Libertinage, sondern im Gegenteil die Möglichkeit, sich wirklich auf das Beziehungsangebot Gottes aus freiem Willen und Entschluss einlassen zu können, und sich aus freiem Willen und Entschluss auf den Anderen beziehen und für diesen solidarisch Verantwortung übernehmen zu können. Eine solche Pastoral ist zum einen „auf der Höhe der Zeit“, weil sie der Religiosität der Menschen von heute entspricht. Denn wie die einschlägigen Studien deutlich gemacht haben, hat die eigene Wahl des Subjekts auch im Feld von Religion/Religiosität eine zentrale Bedeutung: Religiosität will heute an die je eigene Biographie angebunden und selbst vergewissert sein. Zum anderen gewährleistet eine Pastoral, in deren Zentrum das Sich-berühren-Lassen und Berührbarwerden und die Ermächtigung zur Selbstsorge steht, die entscheidende Voraussetzung für die Einheit von Sozial- und Glaubenspastoral, die das Spezifische des Christlichen oder auch das entscheidend Unterscheidende des Christlichen gegenüber anderen Religions- und Religiositätsformen ist.